

Die Zygote als Teil der Familie und als Kern der Persönlichkeit. Zu den sozialen Anfängen des menschlichen Individuums¹

Andreas Hansert

Frankfurt 2004

Einleitung

Wann beginnt das Leben des einzelnen menschlichen Individuums? Mit der in den letzten Jahrzehnten immer wieder geführten Diskussion um die Abtreibung, seit den neunziger Jahren vor allem aber angesichts der gewaltigen Entwicklung der modernen Biotechnologien hat diese elementare Frage rasant an Brisanz und Dramatik gewonnen. Beginnt das Leben mit der Zeugung oder erst zu einem Zeitpunkt danach? Das ist die entscheidende Differenz, um die es geht. Von ihr hängt viel ab – gleich ob man den „Zeitpunkt danach“ mit der Nidation, mit dem ersten Auftreten von Gehirnströmen oder der Schmerzempfindlichkeit oder gar wie Hoerster und Singer erst mit primären Anzeichen der Ichentwicklung nach der Geburt definiert. Zweifellos ist der Mensch ein aktives Wesen. Selbsttätigkeit bildet den Kern seiner Autonomie. Aktiv und in diesem Sinne autonom kann man zum Zeitpunkt der eigenen Zeugung allerdings nicht sein. Man *wird* gezeugt. Gehört die Zeugung daher bloß ins Reich der Biologie, der Natur, des Zufalls? Und ist die Zygote daher bar aller sozialen und typisch menschlichen Bestimmungsmerkmale? Reicht es aus, den Menschen als soziales Wesen allein von seinen individuell-aktivierenden Potentialen her zu fassen?

Die Zygote als Teil der Familie

M. E. ist die Zygote mehr als das. Die Zygote ist mit dem Zeitpunkt ihres Entstehens Teil der menschlichen Verwandtschaft und damit Teil der mit ihr selbst entstandenen „Familie“ im Sinne des Dreiecks von Vater-Mutter-Kind. Diese These ist heikel und der Begründung bedürftig, was ich im folgenden versuchen will. Aber noch heikler erscheint mir in ihren Konsequenzen die Behauptung, die Zygote sei *nicht* Teil der Familie.

Um diese These zu untermauern, werde ich vor allem die Bedeutung der familiengeschlichen Herkunft für die Existenz des einzelnen Individuums und das Verhältnis der Eltern sowohl untereinander wie zu ihrem Kind herausstellen. Zeugung ist schließlich ohne Eltern (und/oder Mediziner) nicht möglich. Wenn man die menschliche Person hingegen allzu einseitig in ihren aktiven, bewußten und intentionalen Potenzen akzentuiert, kommt man sehr leicht dazu, das menschliche Individuum vom elterlichen Zeugungsakt gedanklich zu separieren und es auf einer tabula rasa entstehen zu lassen. Dabei hat das

¹ Der vorliegende Text basiert auf einem Vortrag, den ich auf dem Seminar „Arztsein im Zeitalter der molekularen Medizin“ gehalten habe, der vom Verein „Ärzte für das Leben e.V.“ in Kooperation mit dem Bildungswerk der Hanns-Seidel-Stiftung e.V. im Bildungszentrum Kloster Banz vom 30. Mai bis 1. Juni 2003 veranstaltet wurde. Grundlage für diesen Vortrag waren die Forschungen zu meinem Buch: *Welcher Prinz wird König? Die Habsburger und das universelle Problem des Generationswechsels. Eine Deutung aus historisch-soziologischer Sicht*, Petersberg 1998. Siehe auch meinen Aufsatz: *Familien- und Personengeschichte im Zeitalter der Biotechnologie*, in: *Archiv für Familiengeschichtsforschung*, Heft 3, Sept. 2002, S. 203-210.

Individuum bevor es sich seiner selbst bewußt wird und als eigenständiges Ich begreifen kann, schon eine Position und damit das Potential, sich später dieser Position, die eine bestimmte und nicht irgendeine Position ist, selbst zu vergewissern – einer Position zunächst einmal in einer bestimmten familiären Herkunft, aber darüber hinaus im weiteren natürlich auch eine Position in einer bestimmten geschichtlichen Situation, in einer bestimmten historischen Generation und unter Umständen schließlich auch im geographischen Raum. Mit der Zygote ist bereits das erste Element einer solchen Positionierung des Menschen vorhanden, und sie wird in der weiteren Entwicklung dieses menschlichen Wesens nicht ohne Einfluß bleiben.

Die Verwandtschaftsstruktur der Abstammung

Wie aber läßt sich jene Position des Menschen als Teil der Verwandtschaft, die mit der Zygote bereits schon Gestalt anzunehmen beginnt, näher bestimmen?

Bei dieser Frage geht es in erster Linie um das Verhältnis zwischen den Generationen und den Geschlechtern innerhalb der Familie. An diesen Bindungen hat man – familiengeschichtlich zurückschauend – immer Anteil, denn schließlich hat jeder Mensch – bislang – Eltern, Großeltern und weiter zurückreichende Vorfahren. Viele haben daran aber auch nach vorne schauend Anteil, indem sie zusammen mit einem Geschlechtspartner eigene Nachkommen haben.

Vorfahren (Aszendenten) hat man potentiell unendlich viele. Im folgenden möchte ich die materiale und formale Verwandtschaftsstruktur der Abstammung (der Aszendenz) eines Individuums unter Zuhilfenahme einiger grundlegender Erkenntnisse aus der Genealogie etwas näher charakterisieren:

Schaubild 1a zeigt, wie sich die Zahl der Vorfahren mit jeder Generation verdoppelt. Theoretisch ist die Zahl der Vorfahren daher unendlich groß. Aber nur die Angehörigen der näheren Umgebung oder diejenigen, die in einer bestimmten Linie – historisch war es meist der Mannesstamm – bekannt sind, betrachtet man als zur Familie gehörig. Ansonsten verlieren sich die Vorfahren schon bald im Dunkel der allgemeinen Populationsgeschichte, in weiter zurückliegenden Phasen in der Gattungsgeschichte und schließlich in evolutionsgeschichtlicher Dimension in der Naturgeschichte. Wenn die Menschen in der modernen Gesellschaft über ihre Großeltern hinaus i. d. R. nur wenige ihrer Vorfahren noch mit Namen kennen, so haben doch auch sie sich wenigstens eine gewisse Vorstellung davon gebildet, aus welcher Kultur oder welcher Ethnie sie kommen, was bei Einwanderern immer sehr präsent bleibt. Ist die Zahl der Vorfahren theoretisch also unendlich groß, so ist sie es doch nicht empirisch. Faktisch ist die Zahl der Menschen einer bestimmten historischen Population, letztlich die Zahl der Gattungsexemplare eine begrenzte. Es haben eben nicht unendlich viele Menschen gelebt, weder heute noch in der Vergangenheit. Geht man weit genug in den einzelnen sich verzweigenden Abstammungslinien eines Individuums zurück, so stellt sich schon nach wenigen Generationen heraus, daß sie sich tatsächlich nicht unendlich weit öffnen, sondern sich immer wieder bei einzelnen Vorfahren bündeln. Die Genealogen nennen dieses Phänomen Ahnenschwund oder mit dem Fachausdruck Adzendentenimplex. Überall, wo die Heiratspartner nicht aus dem engsten und engen Verwandtenkreis genommen wurden, macht sich dies erst so relativ spät in der Geschichte der Vorfahren bemerkbar, daß es graphisch nicht mehr darstellbar ist und der Aszendentenbaum sich auch noch in der sechsten Generation in kompletter Ausdifferenzierung wie in Schaubild 1a präsentiert. Wo die Partner hingegen aus dem engen oder gar engsten Umfeld genommen werden, wird das Phänomen des Ahnenschwundes unter Umständen schon sehr schnell sichtbar werden. Wenn ein Bruder und eine Schwester miteinander ein

Kind zeugen, macht sich das in der Struktur der Abstammung dieses Kindes drastisch bemerkbar (siehe Schaubild 1b): die Zahl der Vorfahren wird theoretisch und in den unmittelbar zurückliegenden Generationen auch empirisch halbiert.

Bereits an der formalen Gestalt der beiden Aszendentenbäume 1a und 1b wird ein ganz entscheidendes Phänomen unmittelbar anschaulich. Es läßt sich zunächst als Frage formulieren: Ist die Abstammung eines Individuums etwas Fixiertes, Statisches, Unveränderliches? Inwiefern ist sie etwas Biologisches? Was sind daran die konstitutiv sozialen Momente? Diese Fragen sind nicht mit einem einfachen Ja oder Nein, nicht mit Entweder/Oder zu beantworten. Denn Aszendenz (Abstammung) und Familiengeschichte hängen sehr von der Perspektive ab, von der aus ich sie betrachte – und dies ist ein entscheidender Punkt der hier ausgeführten Überlegungen: betrachte ich meine eigene Abstammung (schaue ich also familiengeschichtlich zurück) oder betrachte ich die Abstammung meiner eigenen Nachkommen (schaue ich also nach vorne, auf die Deszendenz). Eine Gegebenheit ist die Abstammung in ihrer objektiv formalen Gestalt und ihrer objektiven materialen Zusammensetzung nur, wenn ich auf meine eigene Abstammung zurückschaue. Nehme ich jedoch die Zukunft in den Blick, ist die formale und material Struktur der Abstammung meiner Kinder nichts Gegebenes, sie ist vielmehr die Folge einer jener zentralen lebenspraktischen Entscheidungen, die die meisten Menschen im Lauf ihres Lebens zu treffen haben, nämlich die Wahl des Gatten, mit dem sie ihre Kinder zeugen wollen. An den beiden Schaubildern sehen wir die Extreme: Wenn ich Kinder mit einem Partner zeuge, zu dem keinerlei nahe Verwandtschaftsbeziehung besteht, und das heißt, wenn ich das Inzesttabu in einer restriktiven Form praktiziere, haben unsere Kinder einen Aszendentenbaum, der (wie in Schaubild 1a) bis in viele Generationen zurück vollständig ist. Wenn ich mein Kind hingegen mit meiner Schwester gezeugt habe – ein Vorgang, der in den allermeisten Kulturen, so auch in der unsrigen, dem Inzesttabu unterliegt –, verändert sich die formale Gestalt der Abstammungsstruktur für unsere gemeinsamen Kinder entsprechend Schaubild 1b. Abstammung ist also etwas, was aus der Perspektive der Eltern durch Gattenwahl und Zeugung aktiv gestaltet wird und gestaltet werden muß, während es nur für mich als Kind und Nachkomme etwas passiv Gegebenes ist.

Ich will diese Überlegungen im folgenden an einem empirischen Fall, der große Anschaulichkeit bietet, noch etwas weiter verdeutlichen. Es handelt sich dabei um einen Fall aus der Habsburger Familiengeschichte und zwar um die Gattenwahl und die Familiengründung Kaiser Leopolds I. (1640-1705). Methodisch hat dieses Material einige Vorteile:

Der erste Vorteil liegt darin, daß bei einer monarchischen Familie die einzelnen Abstammungslinien in ihren verschiedensten Verzweigungen vor allem in den weiblichen Linien bis in vielen Generationen zurück komplett bekannt und leicht zu eruieren sind (was bei bürgerlichen Familien kaum der Fall ist). So bekommt man einen weitreichenden Gesamtüberblick über die empirische Gestalt der individuellen Verwandtschaftsstruktur einer konkreten historischen Abstammungsgeschichte. Damit erhält der Fall eine hohe exemplarische Evidenz.

Der zweite methodische Vorzug besteht darin, daß Leopold I. und seine direkten Vorfahren aus bestimmten politischen Gründen, die hier nicht von Interesse sind, zu sehr engen Verwandtenehen gezwungen waren und daher die Individualität der formalen Abstammungsstruktur in der Familiengeschichte nur wenige Generationen zurückliegend schon in krasser Form sichtbar und damit graphisch markant anschaulich wird (was bei den meisten anderen Familien erst so weit zurückgehend der Fall ist, daß es graphisch nicht mehr darstellbar ist).

Die Kinder Leopolds I. aus seiner ersten und seiner zweiten Ehe haben eine formale Abstammungsstruktur (Aszendentbaum) wie er in Schaubild 2a und b dargestellt ist. (Wer die Personen sind, die

diese Verwandtenstruktur bilden, was also die materiale Struktur ist, läßt sich angeben, ist hier jetzt aber nicht von Interesse.) An diesen Schaubildern zeigt sich, wie die Gattenwahl der Eltern für die gemeinsamen Kinder jeweils unterschiedliche Verwandtschaftsstrukturen zur Folge haben: Wenn Leopold mit seiner ersten Frau Kinder zeugt, bringt er den oben dargestellten Baum zur Entstehung, wenn er mit der zweiten zeugt, den unteren. (Entsprechend ließe sich auch ein dritter Aszendentenbaum darstellen, da Leopold nach dem Tod seiner zweiten Frau noch ein drittes Mal heiratete und Kinder zeugte.) Die Eltern kombinieren in ihrer Wahl die unterschiedlichsten Verwandtschaftspotentiale neu. Es ist eine Kombination sowohl auf biologischer Ebene, die ständige Neuformierung des Genpools, als auch auf der sozialen und kulturellen Ebene, indem die Eltern mit ihrer Verbindung familiäre und kulturelle Traditionen zusammenführen und in ihren Kindern neugestaltete Lebenswelten generieren – ein Vorgang, der, wie oben angedeutet, besonders deutlich wird, wenn die Herkunft der einzelnen Elternteile in kultureller, sozialer, ethnischer, religiöser etc. Hinsicht sehr heterogen ist. Der Bevölkerungswissenschaftler Herwig Birg formulierte einmal: „Eine Theorie der menschlichen Fortpflanzung muß dem Tatbestand Rechnung tragen, daß der Mensch frei ist, bei seinen Handlungen zwischen Alternativen zu wählen, und daß er gleichzeitig nicht frei ist, die Alternativen zu wählen, zwischen denen er wählt.“² Hier haben wir dieses Diktum anschaulich: Leopold ist zwar frei, zwischen Margarita (seiner ersten Frau) und einer anderen, und später zwischen Claudia (seiner zweiten Frau) und einer anderen zu wählen, aber indem er sich entscheidet, ist er nicht mehr frei: er kann mit Margarita nur den obigen, mit Claudia nur den unteren Aszendentbaum zur Entfaltung bringen; er kann mit Margarita oder mit Claudia nicht eine andere Verwandtenstruktur für seine Kinder haben als die hier graphisch jeweils dargestellten.

Von zentraler Bedeutung für die hier verfolgte Problemstellung ist nun die Frage, *wann* eine solche neue Verwandtschafts- und Familienstruktur entsteht. Faktisch entsteht sie nicht zum Zeitpunkt der Gattenwahl oder etwa der Heirat, sie entsteht vielmehr erst zum Zeitpunkt der Zeugung des ersten Kindes. Das heißt umgekehrt auch: Wenn die Ehe Leopolds mit einer seiner Frauen kinderlos geblieben wäre, wäre der zugehörige Aszendentenbaum objektiv nicht entstanden; das Gebilde, das hier dargestellt ist, hätte (material) in der faktischen Welt nie existiert. Erst im Zeugungsakt, also im tatsächlich gezeugten Kind stellt es sich her, aber indem es sich herstellt, entsteht es nicht willkürlich, sondern (im konkreten Fall) zwingend in dieser und nur in dieser Gestalt. Abstammung ist nichts gegebenes, sondern wird von den Eltern in der Zeugung erzeugt! Der Aszendentenbaum ist also objektiv erst verwirklicht in und mit der Zygote – womit wir unmittelbar beim Thema wären: die Zygote wird als Teil der Familie sichtbar. Die Zygote läßt sich bei natürlicher Zeugung aus ihrer individuellen Abstammungsstruktur, die ihre Eltern und Voreltern teilweise gestaltet haben, nicht herauslösen – eine Überlegung, die folgenreich ist. Und dank der Gattenwahl und dem generativen Akt der Eltern, in dem das Dreieck von Vater, Mutter und Kind und die weiter zurückreichende Verwandtschaftsstruktur sich konstituieren, liegt in den Anfängen des Individuums in der Zygote unaufhebbar auch ein soziales Moment.

Diese Darstellungen gelten m. E. prinzipiell auch für die künstlich hergestellte Zygote, den Embryo in der Petrischale. Im Falle von anonymer Ei- und Samenspende bliebe zwar auch die Beziehung zwischen den Eltern anonym. Aber die Zusammenkunft der Gameten wäre ebenfalls von Menschenhand,

² Birg, Herwig, E.-Jürgen Flötman, Iris Reiter, Biographische Theorie der demographischen Reproduktion, Frankfurt, New York 1991, S. 346.

nämlich von Ärzten, gestiftet und keineswegs eine Sache der Natur. Das betroffene Individuum hätte zwar ebenfalls durchaus einen Aszendentenbaum; gleichwohl wären in einem solchen Arrangement die Spuren seiner leiblichen, vor allem aber seiner sozialen Herkunft so wirkungsvoll verwischt wie im Fall des Findelkindes, das sich seiner eigenen Herkunft nicht vergewissern kann.

Aber der Fall der anonymen Zusammenführung von Ei- und Samenzelle zeigt natürlich eine wichtige Tendenz der modernen Biotechnologie: das ist, daß sie die lebendige Gatten- und Elternbeziehung als Grundlage des individuellen Lebens marginalisiert, substituiert und unter Umständen vielleicht sogar liquidiert. Angenommen es käme in fernerer Zukunft zum reproduktiven Klonen von Menschen, so wäre die Gattenbeziehung der Eltern per Definition abgeschafft. Es wäre zugleich die Abschaffung der Vielfalt der eigenen Herkunft, nämlich die Abschaffung des Aszendentenbaums. (Siehe Schaubild 3)

Die individuellen Merkmale der Zygote

Das Individuum ist zum Zeitpunkt seiner Zeugung daher beileibe nicht nur Genom, nur biologisches Substrat. Es ist schon in seinem Anfang mehr: nämlich (leiblich) „Nachkomme von N.N.“ Es hat mit seinen Eltern, Großeltern und fernerer Verwandten einen individuellen Aszendentenbaum. Als Folge elterlichen und ggf. ärztlichen Handelns sind die abstrakten Gegebenheiten, sprich die objektiven Daten seiner Abstammung damit festgelegt. Für jede Zygote, somit auch für den tiefgefrorenen Embryo, der für Forschungszwecke vorgesehen ist, ließe sich, so weit sie bekannt ist, seine genealogische Ahnenreihe benennen. Man muß nicht erst geboren sein und denken können, um eine konkret identifizierbare Familiengeschichte zu haben!

Aber es ist nicht nur die Struktur der Aszendenz, mit dem in der Zygote eine bestimmte Position gegeben ist; es gibt darüber hinaus ein weiteres wichtiges Merkmal des individuellen Lebens, das ebenfalls in der Zygote schon eine Grundlage hat, das ist das Geschlecht. Die Zygote ist geschlechtlich nicht neutral. Genetisch ist sie entweder weiblich oder männlich. Insofern können wir die Formulierung, die Zygote sei „Nachkomme von N.N.“ und habe eine konkret benennbare Abstammung im Sinne einer weiteren Individualisierung präzisieren: Sie ist potentiell bereits der künftige „Sohn von N.N.“ oder die künftige „Tochter von N.N.“

Schließlich läßt sich unter Umständen noch ein drittes verwandtschaftliches Merkmal benennen. Wenn die Eltern eines neu gezeugten Kindes zuvor bereits Kinder haben oder hatten, ist das Individuum zum Zeitpunkt seiner Zeugung nicht nur „Sohn von N.N.“ bzw. „Tochter von N.N.“, sondern auch künftig „jüngerer Bruder von n.n.“ oder „jüngerer Schwester von n.n.“

Deutlicher lassen sich diese hier benannten individuellen Merkmale der befruchteten Eizelle, vor allem das Geschlecht und die Aszendenz, vielleicht auch negativ ausdrücken: Empirisch sicher läßt sich für einen eben gezeugten menschlichen Keimling zum einen sagen, er wird im späteren Leben nie andere (leibliche) Eltern haben als die, die ihn gezeugt haben, und er wird zum anderen nie in der Lage sein, die geschlechtlich komplementären Gameten (Sperma oder Eizelle) hervorzubringen, d. h. von einer der beiden sexuellen Möglichkeiten, als Erwachsener an der Fortpflanzung teilzuhaben, ist er mit der Zeugung bereits definitiv ausgeschlossen; ob ihm (leiblich) die Vaterschaft oder die Mutterschaft definitiv verwehrt sein wird, ließe sich in diesem Erststadium prinzipiell bereits feststellen. Auch das Phänomen und die Praktik der Transsexualität kann dieses fundamentale Datum des individuellen Lebens nicht revidieren.

Diese drei Merkmale: Aszendent (Abstammung), Geschlecht und gegebenenfalls Geschwisterkonstellation, sind objektive Gegebenheiten des individuellen Lebensanfangs – gleichgültig ob es sich um eine natürliche Schwangerschaft handelt, die ausgetragen oder abgebrochen wird, oder um einen Embryo, der für Forschungszwecke hergestellt wird oder der infolge einer künstlichen Befruchtung überzählig ist. Einen Namen hat der Embryo noch nicht und von Ansätzen subjektiver Aktivität kann noch nicht die Rede sein, ansonsten aber sind alle grundlegenden verwandtschaftlichen Merkmale bereits mit der Zeugung vorhanden.

Es ist wichtig, sich diese verwandtschaftlichen Merkmale deutlich zu machen, damit der Beginn des Lebens nicht einer Beschreibung allein in biologischen Kategorien überlassen wird. Der Anfang ist in sozialer, eben verwandtschaftlicher Hinsicht kein unbeschriebenes Blatt. Man kann das Individuum bereits im ersten Stadium, lange bevor es Ansätze zu einer Personalisierung und Bewußtwerdung seiner selbst aufweist und mit einem Namen versehen wird, mit den genannten Kategorien auch als soziales Wesen in seiner Familienstellung, ja vielleicht sogar als Repräsentant eines populations- und gattungsgeschichtlichen Erbes fassen. Jede einzelne Zygote bereits läßt sich als ein Einzigartiges bestimmen: es gibt niemanden, der die gleiche Kombination von Aszendenz, Geschlecht und Geschwisterkonstellation aufzuweisen hat – dies gilt für die ausgereifte Person wie für die befruchtete Eizelle. (Eineiige Mehrlinge stellen den Grenzfall dar.)

Folgen für die Konstitution der Person

Diese Darstellung provoziert natürlich die Frage, was dies für die weitere Entwicklung der Person bedeutet. Hier möchte ich an die eingangs angedeutete Überlegung anknüpfen, nach denen für unsere Vorstellung von Personalität die Aktivität von entscheidender Bedeutung sei, d. h. Bewußtsein, geistige und körperliche Aktivität, Sprach- und Handlungsfähigkeit, Autonomie und rationale Gestaltung der Lebensführung etc. – Qualitäten, Eigenschaften und Fähigkeiten, die wir an der Zygote und dem Embryo schwerlich feststellen können. Ich bin nicht kompetent zu sagen, wie man die Entfaltung dieser aktivierenden Potentiale in ihrer Feinsequenzierung zu konzipieren hat und ob die Nidation oder eine spätere Entwicklungsphase als geeigneter Anfang zu begreifen sei. Ich möchte vielmehr Zweifel anmelden, ob es sinnvoll ist, die Anfänge des Individuums *überhaupt* in den Anfängen von wie auch immer bestimmter subjektiver Aktivität zu lokalisieren. Es ist eben *vor* aller Aktivität schon etwas geschehen, was individuellen und sozialen Charakter hat. Nicht der Beginn einer wie auch immer zu bestimmenden Aktivität des Subjekts, sondern etwas für das Subjekt selbst gänzlich Passives: das Gezeugtwerden und das Gezeugtsein ist m. E. der entscheidende Punkt, von dem aus die sequentielle Entfaltung und Entwicklung des individuellen Lebens, der Person, seinen bzw. ihren Ausgangspunkt nimmt. Es ist zum einen ein absoluter Anfang des Individuums – ein absoluter Anfang, der zum anderen gleichwohl dadurch relativiert ist, daß er in die Abfolge der Generationen eingebettet und seinerseits Folge von hoher Aktivität ist, nämlich Folge der genannten Aktivitäten der Eltern.

Das Verhältnis von Aktivität und Passivität ist also verwickelt. Aktivität wird von denjenigen, die in ihr das entscheidende, wenn nicht gar das einzig relevante Kriterium für menschliches Leben sehen, allzu einseitig als Synonym für die Fähigkeit begriffen, das eigene Lebens nach eigenem Willen zu gestalten und sich als Herr bzw. Herrin seines bzw. ihres Lebens verstehen zu können. Darin liegt wohl der entscheidende Impetus, biographisch zurückschauend auch die eigenen Anfänge als Individuum im ersten Auftreten von subjektiven Regungen aktiven Lebens zu lokalisieren.

M. E. verhält es sich mit dem Problem, wie der Anfang zu konzipieren sei, aber etwas komplizierter. Entscheidend ist einmal mehr wiederum die Perspektive, von der aus ich auf das Problem des Anfangs schaue: ist es die Binnenperspektive, aus der heraus ich *mein eigenes* Leben betrachte, oder betrachte ich das Leben des Kindes aus der *Elternperspektive*. Aus der Elternperspektive gilt selbstredend: Wenn ich mit meinem Partner/meiner Partnerin nicht einschlägig aktiv bin, wird es neues Leben nicht geben, werden Kinder nicht existieren. Aus der Egoperspektive hingegen gibt es jedoch eine Phase – m. E. eine wichtige Phase – *vor* aller Aktivität. Gewissermaßen passiv, durch die Aktivität anderer sind eben schon jene oben genannten Merkmale entstanden – Merkmale, die für meine Person von einiger Bedeutung sind und die ich später anerkennen muß.

Ich will im folgenden andeuten, wie diese Bestimmungen der Zygote – Aszendenz, Geschlecht und Geschwisterkonstellation – in der sich entwickelnden und entfaltenden Person aufgehoben werden müssen. Als sprach- und damit der Reflexion fähiges Wesen ist der Mensch gezwungen, sich von sich selbst, von seiner Herkunft und seiner Zukunft, die ihn mit der Endlichkeit konfrontiert, eine Vorstellung zu bilden. Das heißt, der Mensch muß sich unter anderem fragen, woher er kommt – als einzelne Person mit einer Familiengeschichte, als Angehöriger einer Gemeinschaft mit historischer Prägung, als Gattungswesen. Es ist dies eine jener elementaren Fragen, die sich in ständig neuer Variation stellen und die ständig neue Antworten erheischen. Wohl stellt sich diese Frage nach dem eigenen Sosein und der eigenen Herkunft auch an die kulturelle und politische Geschichte der Vergemeinschaftungen, denen man angehört; gleichwohl handelt es sich im Kern aber um die Frage nach der Herkunft aus der eigenen Familie. Dieses Frage ist allerdings nie eine, die man nur retrospektiv an die eigene Familiengeschichte stellen kann und muß. Sie ist eine wechselseitige und findet ihr Pendant erneut in der Frage nach dem Verhältnis, in dem auch die Eltern zu den Kindern, für die sie verantwortlich sind, stehen.

Die elementare Frage an die eigene Herkunft ist schlicht und einfach: wer ist mein Vater, wer meine Mutter? Daß dieser Mann, den ich für meinen Vater halte, und diese Frau, die ich als meine Mutter betrachte, meine Eltern sind, ist Folge ihrer Entscheidung, miteinander ein Kind – mich (und meine Geschwister) – zu zeugen. Was wäre gewesen, wenn dieser Mann sich für eine andere Frau entschieden hätte bzw. umgekehrt? Wäre ich auch Ich? Wäre ich derselbe Mensch, wenn ich zwar diesen Mann als Vater, aber eine andere Frau als Mutter hätte? (Anlog gilt das Umgekehrte.)

Die gleiche Frage kann man auch hier wiederum aus der Elternperspektive stellen. Wäre mein Kind die gleiche Person, wenn ich es nicht mit meiner jetzigen Frau, sondern z. B. mit meiner früheren Freundin hervorgebracht hätte? Wäre es dasselbe, selbst wenn ich ihm den gleichen Namen gegeben hätte? (Man denke an die beiden Aszendentenbäume Kaiser Leopolds.)

Die Frage ist also: Hat die Gattenentscheidung der Eltern für das Sosein des Kindes Bedeutung oder hat sie es nicht? Anders gesprochen: ist es gleichgültig, welchen Aszendentenbaum ich (material) habe – oder: welchen Aszendentenbaum ich durch die Wahl meines Gatten *für* meine Kinder und *in* meinen Kindern hervorbringe? Ich meine, es ist keineswegs gleichgültig: In der Gattenwahl – ein Vorgang, der nicht der Natursphäre, sondern der Sozial- und Kulturwelt angehört – liegt ein äußerst markantes Potential für das *Sosein* der Kinder; in der Zeugung wird dieses Sosein in erster Gestalt Realität. Insofern ist die Zygote nicht ein Neutrum; diesseits allen Bewußtseins und aller aktiver Regung ist sie mehr als nur eine unverwechselbare Gemischung, nämlich ein bereits auch sozial Bestimmtes: eben ein Nachkomme ganz bestimmter Eltern.

Diese Deutung ist an und für sich eine sehr einfache. In einer Gesellschaft wie der unsrigen, die sehr stark an egalitären Normen einerseits, einem quasi voraussetzungslosen Individualismus andererseits

orientiert ist, ist man dafür aber wenig sensibilisiert; es gibt in ihr eine habituelle Sperre, sich mit dem Problem der Aszendenz unbefangen auseinanderzusetzen. Nicht von ungefähr waren es Forschungen zum historischen Phänomen des Geburtsadels, an denen mir diese Sichtweise ursprünglich aufgegangen ist.

Wer also mein Vater, wer meine Mutter ist, ist schlicht und einfach mit der Zeugung entschieden – zumindest die leibliche Vater- und Mutterschaft. Über die soziale Elternschaft ist damit noch nichts gesagt. Allerdings kann man leibliche Elternschaft und soziale Elternschaft auch nicht einfach von einander trennen. Wer, wenn nicht die leiblichen Eltern, sollten legitimiert und verpflichtet sein, die Kinder auch zu erziehen? Auch für mein eigenes Leben ist es schließlich wichtig zu wissen, ob diejenigen, bei denen ich groß geworden bin, auch meine leiblichen Eltern sind. Das Findelkind und das Adoptivkind, für die liebevolle Pflegeeltern sicher ein Glücksfall darstellen, haben es gleichwohl von vornherein objektiv sehr viel schwerer, auf die Frage, wer bin ich und woher komme ich, eine konsistente Antwort zu finden. Man möge, um sich das Verhältnis von sozialer und leiblicher Elternschaft klar zu machen, an besonders dramatische Fälle erinnern: etwa wenn Säuglinge auf der Entbindungsstation verwechselt wurden. Selbst wenn zu dem vermeintlich „eigenen“ Kind über längere Zeit hinweg eine enge Eltern-Kind-Beziehung entstanden ist, läßt sich das Offenbarwerden der nackten Tatsachen nicht einfach übergehen, sondern wird zum Anlaß für eine schwere Krise für alle Beteiligten. Bei Fällen, die mir bekannt geworden sind, kam es zum Austausch der Kinder, sprich sie wurden zu ihren leiblichen Eltern gegeben. Ein analoges Problem gibt es bei jenen Fällen, bei denen sich (etwa im Rahmen einer medizinischen Untersuchung) spät im Leben herausstellt, daß die bisher für wahr gehaltenen Verwandtschaftsverhältnisse in der Familie aufgrund einer verheimlichten außerehelichen Empfängnis doch nicht der Wahrheit entsprechen und die „richtigen“ Verhältnisse, nämlich die Vaterschaft eines Fremden, verschleiert und verschwiegen waren. Solche Einsichten stürzen die gesamte Familie in die Krise, denn es stellt sich ja nun plötzlich die Frage, wer ist die Familie? Sind wir überhaupt eine Familie? Wer sind meine Eltern? Oder: wessen Vater bin ich denn nun bzw. bin ich überhaupt Vater? Sage niemand, solche Fragen seien für die Person und ihre Identität marginal.

Würde man moderne Techniken der Reproduktionsmedizin etwa die anonyme Samenspende offensiv anwenden, d. h. ohne die Diagnose der Infertilität bei einem vertraut zusammenlebenden heterosexuellen Paar, nähme man solche Konsequenzen von vornherein in Kauf. – In diesem Zusammenhang sei auch kurz an jene Fälle erinnert, bei denen die Samen bei der künstlichen Befruchtung versehentlich vertauscht und das Kind nach der Geburt die phänotypischen Merkmale einer anderen als der elterlichen Ethnie aufwies; auch hier geriet der Aufbau einer emotionalen und sozialen Bindung in eine Krise.

Wenn also für die Entwicklung der Person am Anfang fast alles offen ist und sich insbesondere auch vor dem Hintergrund der historischen, kulturellen und sozialen Situation, in der die betreffende Person ihr Leben zu führen hat, nicht prognostizierbar eine unendliche Varianz an Entfaltungsmöglichkeiten auftut, so ist doch durch die Gattenwahl der Eltern und die Zeugung die Aszendenz – im genetischen sowohl wie im sozialen und kulturellen Sinne oder schlicht und einfach: die Familiengeschichte in ihren objektiven Daten – festgelegt – bei aller Zukunftsoffenheit also doch etwas Elementares für die Person, auf das sie keinerlei Einfluß mehr nehmen kann. Wir haben damit ein für die Konstitutionslogik der Person sehr spannendes Phänomen vor uns, das jenes oben benannte Verhältnis von Aktivität und Passivität noch einmal in einer etwas anderen Wendung zeigt: einerseits ist hier etwas unrevidierbar im Leben festgelegt, das als solches nur schwer ins Konzept des aktiven selbstbestimmten Indivi-

duums, dem prinzipiell *alles* erreichbar scheint, zu integrieren ist; auf der anderen Seite ist das Festgelegte aber nicht einfach nur, wie es häufig geschieht, der Natursphäre – verstanden etwa als genetische Ausstattung – zuzuordnen, das „Festgelegte“ ist vielmehr von Menschenhand gestaltet und entschieden worden. Gestalten und entscheiden kann ich dieses Kernelement der Person, als die die Familiengeschichte zu gelten hat, aber nicht für mich selbst; indem ich mit einem Geschlechtspartner ein Kind zeuge, tue ich es aber unvermeidlicherweise für andere, eben für dieses Kind.

Man sieht an dieser eigenartigen Beziehung von Passivität und Aktivität, von Festgelegtsein und Entscheidenmüssen, von Egoperspektive und Elternperspektive, daß die herkömmliche Polarität von genetischer Ausstattung auf der einen, Milieu- und Umweltprägung auf der anderen Seite zu kurz greift. Die genetische Ausstattung, die mit der Zygote für das einzelne Individuum weitgehend gegeben ist und der vermeintlich sozial variablen Umwelt konzeptionell entgegengesetzt wird, ist eben ihrerseits auch keine letzte unwandelbare Entität. Neben dem gattungsgeschichtlichen Erbe ist ihr durch die Gattenwahl der Eltern und aller weiteren Vorfahren unaufhebbar immer ein entschieden soziales und kulturelles Moment inhärent.

Neben der Aszendenz hat natürlich auch das zweite von mir genannte Merkmal, das die Zygote individuiert, für die Persönlichkeit elementare Bedeutung. Auch das Geschlecht ist am Anfang mit dem Zeugungsakt in einer ersten Ausrichtung angelegt; die Zygote ist geschlechtlich nicht neutral. Geschlecht ist andererseits ein Kernelement der ausgereiften Person und der personalen Identität. Wer das Geschlecht nicht identifizieren kann, kann die Person nicht identifizieren. Wer einmal Post von einer ihm unbekanntem Person erhalten hat, deren Vorname nur durch das Initial angegeben war, kennt das Problem; das Antwortschreiben gerät schon bei der Anrede ins Stocken. Nun ist aber auch Geschlecht nicht nur einfach eine biologische Kategorie. Seit der sex-gender-Debatte wurde nochmals deutlich, daß Geschlecht wesentlich sozial sowie durch Selbst- und Fremdinterpretation vermittelt ist. Feministinnen gehen so weit zu sagen, es sei eine reine „Konstruktion“ und wollen seine Naturbasis bisweilen gänzlich verneinen. Eine Konstruktion, will sagen, Geschlecht sei nicht bloß Ablauf und Ausdruck einer biologischen Gegebenheit, ist es in der Tat in weiten Teilen, und manchmal ist es in seiner Binnenwahrnehmung so „konstruiert“, daß es zu den anatomischen Gegebenheiten im direkten Widerspruch steht. Das heißt aber dennoch nicht, daß wir Geschlecht *willkürlich* „konstruieren“ könnten. Kein Elternpaar käme z. B. auf den Gedanken, seinem neugeborenen Kind einen Namen zu geben, der seinem anatomischen Geschlecht offenkundig widerspricht. Spätestens im Akt der Namensgebung nimmt die „Konstruktion des Geschlechts“ zwingend eine einschlägige Richtung, die (von bestimmten Ausnahmeentwicklungen abgesehen) in der Zygote schon beschlossen lag. Die Person wird sich dem kaum entziehen können, auch wenn es um den Preis einer Selbstdemontage gelegentlich versucht wird.

Wie sehr die unpersonalisierte, bewußt- und namenlose genealogische Konstellation der Anfänge die innere Identität der ausgereiften Person möglicherweise tangieren kann, mag man sich an folgendem Gedankenexperiment vergegenwärtigen. Ein Mensch, der einer in-vitro-Befruchtung entsprungen ist, war am Anfang einer von mehreren Embryonen, die seine genetischen Geschwister waren. Während jene verworfen, z. B. für Forschungszwecke verwendet wurden, wurde ich, so mag er sich fragen, eingepflanzt, geboren und konnte heranwachsen. Wäre ich auch Ich, wenn man statt meiner eine andere Zelle unter der genetischen Geschwisterschar zur Einpflanzung in die Gebärmutter ausgewählt hätte? Hängt mein Ich denn gerade an dieser Zelle, die damals bevorzugt worden ist, und dank welcher Merkmale oder welcher Zufälle wurde sie gewählt? Hätte ich nicht dieselbe Erziehung genossen und

dieselben Umwelteindrücke erhalten, die ich tatsächlich bekommen habe? Dem ist nicht zwingend so, denn einen signifikanten Punkt gibt es, der einen auf diese Frage stutzen läßt: Was, wenn diejenigen, die die Auswahl getroffen haben, statt „meiner“ Ursprungszelle eine Zygote des anderen Geschlechts genommen hätten? Wäre ich (ein Mann) denn noch „Ich“, wenn ich (leiblich) als Mädchen geboren worden wäre? Im Nachdenken über diese Frage entpuppt sie sich als Rätsel, als logisches Paradox. Es wäre eben ein anderes Ich, auch leiblich – *und ich wäre nicht!* ... könnte diese Frage somit gar nicht stellen.

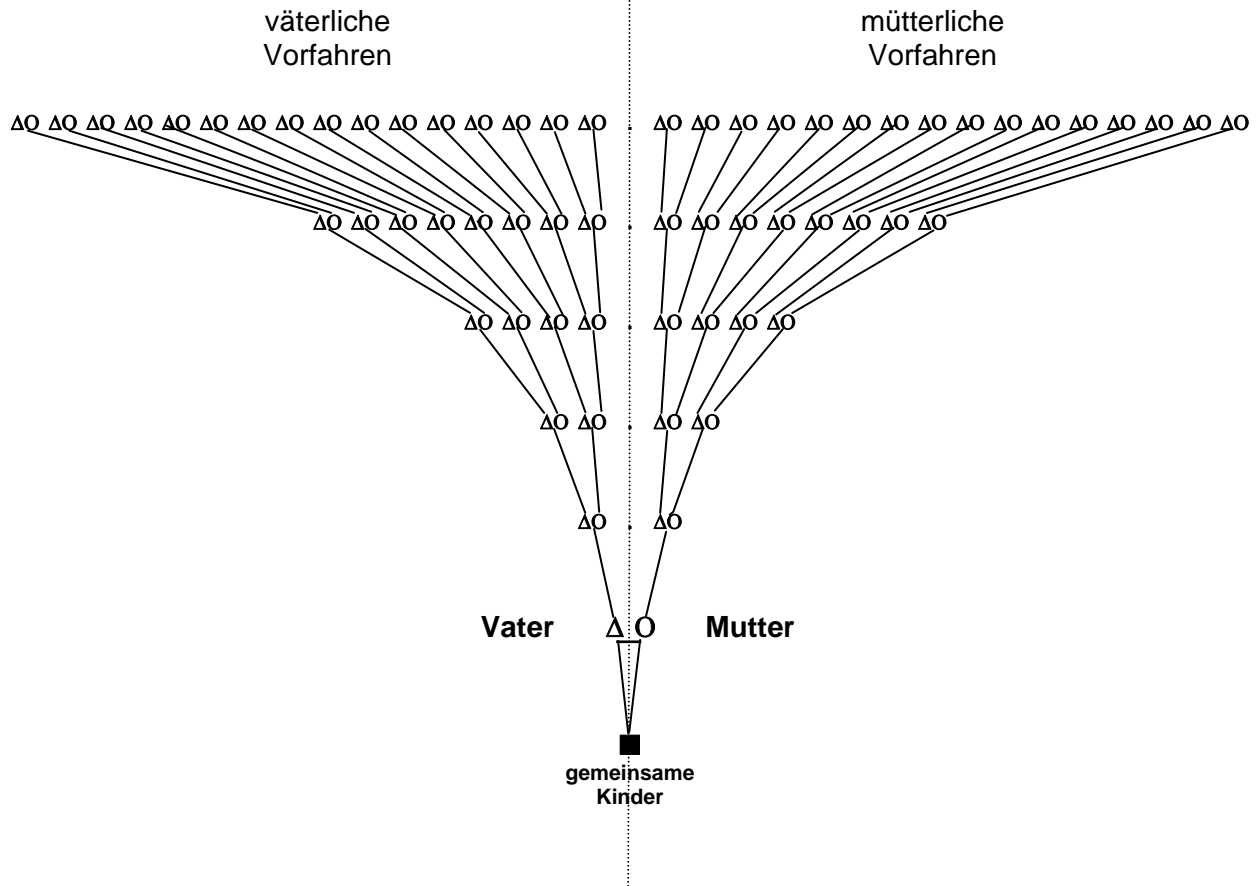
Es ist die analoge Überlegung zu der oben gestellten Frage: Wäre ich auch Ich, wenn mein Vater mit einer anderen Frau gezeugt hätte (oder umgekehrt)? Auch dort müßte man wohl sagen, es wäre ein anderes Ich und ich wäre nicht.

Als ein mögliches drittes Merkmal, das neben Geschlecht und Abstammung der Zygote einen individuellen Charakter verleiht, möchte ich das Verhältnis zu möglicherweise vorhandenen Geschwistern anführen. Im Vergleich zu den beiden erstgenannten bleibt es nachrangig; denn während man die leibliche Elternschaft und die genetische Komponente des Geschlechts an der Zygote selbst immerhin feststellen könnte, läßt allein an ihr sich nicht sagen, ob sie auch Geschwister hat. Gleichwohl wachsen Geschwister in der Regel gemeinsam auf und haben trotz häufig unterschiedlichster persönlicher Entwicklung eine lebenslange Bindung zueinander. Sie haben die gleiche Abstammung, also den gleichen Aszendentenbaum (jedenfalls Vollgeschwister im Gegensatz zu Stiefgeschwistern). Das Faktum der prinzipiell gleichen Familiengeschichte wird aber dadurch weiter differenziert und individuiert, ob man Einzelkind ist oder Geschwister hat, ob man nur ein oder ob man mehrere oder sogar viele Geschwister hat, an welcher Stelle der Abfolge man steht, ob man Ältester oder Jüngster ist oder eine Position dazwischen einnimmt, ob man Zwillingsgeschwister hat oder vielleicht sogar selbst ein Zwilling oder ein Mehrling ist. Ob man aber Geschwister hat und wie viele, ist auch hier Resultat der generativen Aktivität der Eltern. Und es ist eine der wichtigsten Fragen für ein Gattenpaar, wann entsprechend seiner sozialen Stellung und Lebensverhältnisse das Optimum der Kinderzahl erreicht ist. Der ungeplante Nachzügler kann der Familie unter Umständen einen ganz anderen Charakter verleihen und auf die Persönlichkeitsentwicklung der vorhandenen Kinder Auswirkungen haben.

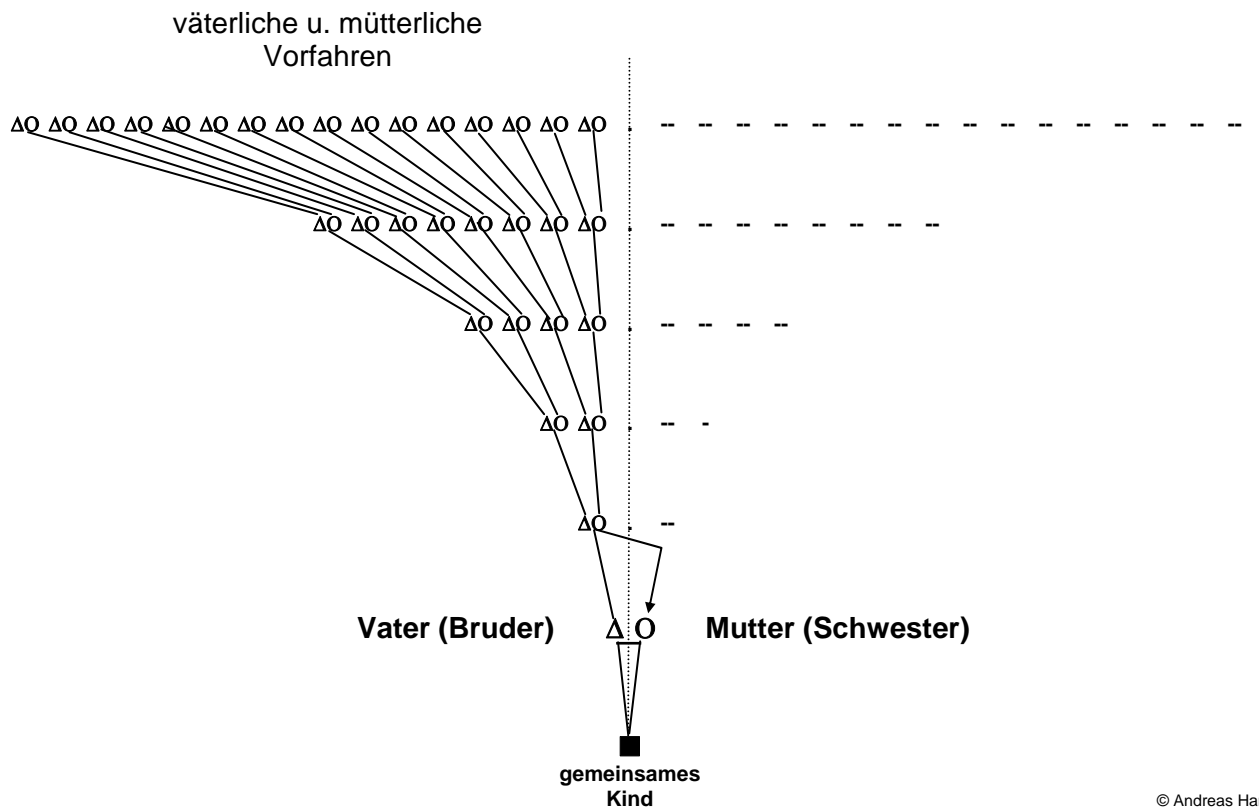
Grundlage für die hier vorgetragenen Überlegungen waren Forschungen in ganz anderen Fächern, nämlich der Geschichtswissenschaft und der Soziologie. Von der zeitgenössischen bioethischen Debatte ging insofern ein Reiz aus, als hier eine Herausforderung aufschien, bestimmte gedankliche Potentiale, die in der eigenen Arbeit angelegt waren, weiterzuentwickeln, auszuformulieren, zuzuspitzen. Wo so das Problem des Anfangs des individuellen Lebens im Kontext der Familiengründung explizit gemacht ist, mag auch die bioethische Debatte über die modernen medizinischen Interventionen in die Ursprünge des Lebens Gewinn daraus ziehen.

Juli 2004

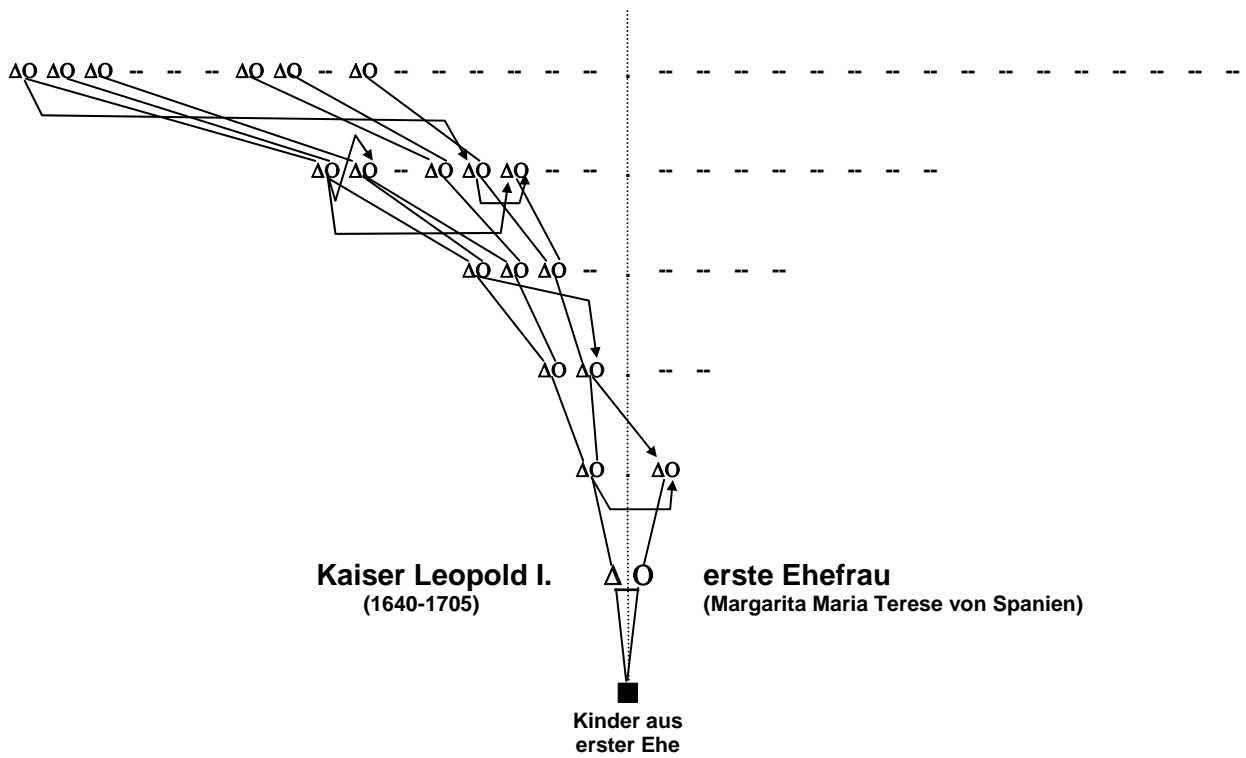
Vorfahren ohne Verwandtenehen



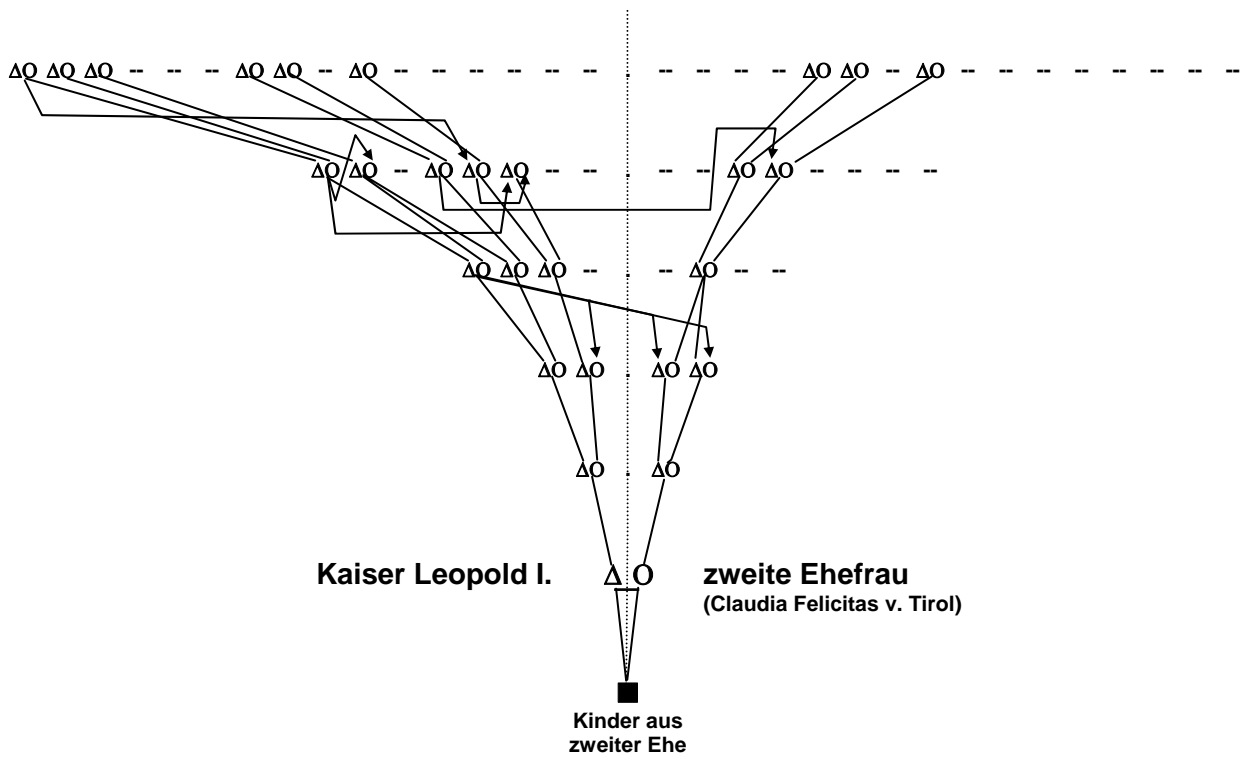
Bruder und Schwester zeugen gemeinsam ein Kind



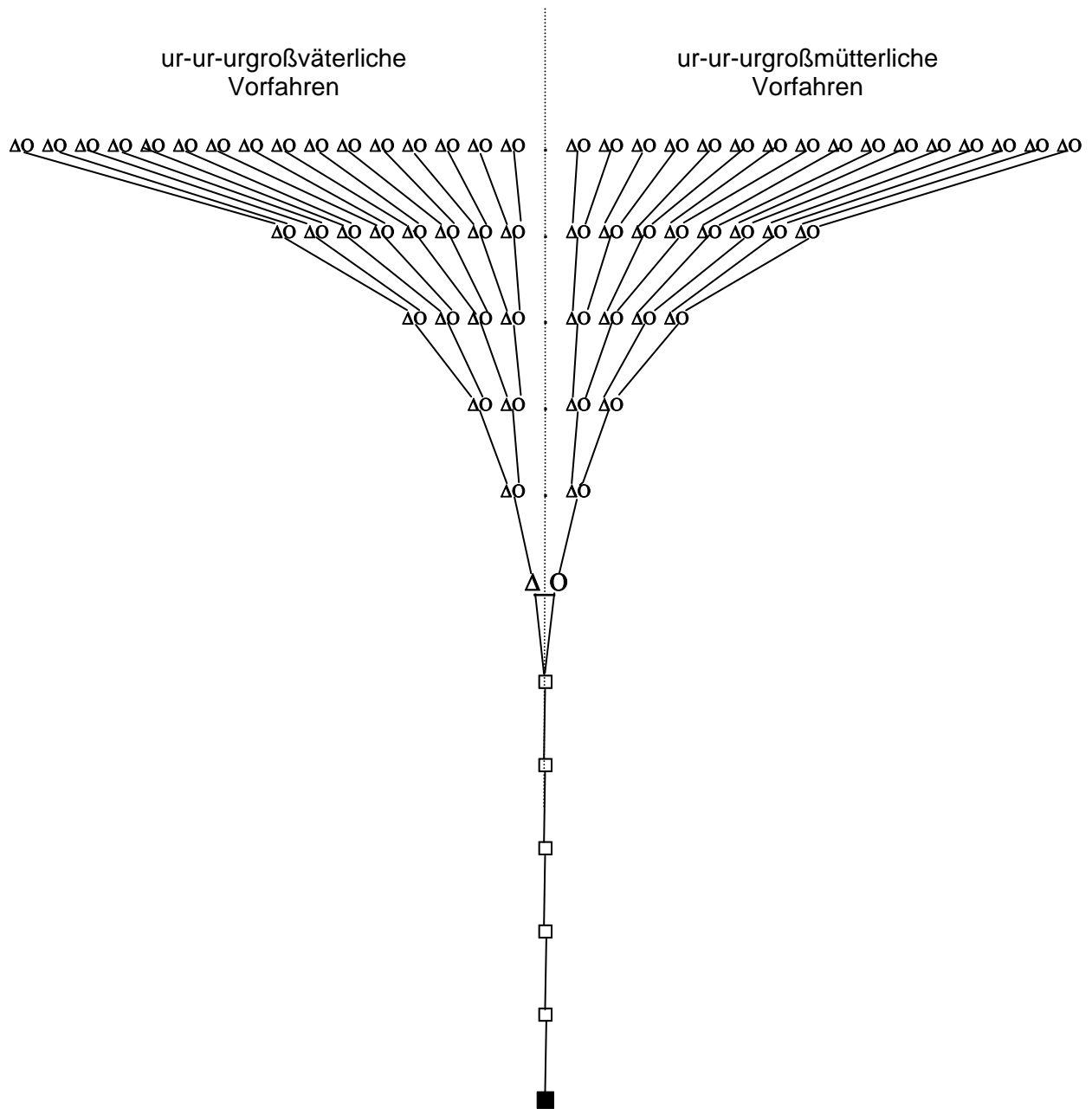
Kinder aus der ersten Ehe Kaiser Leopolds I.



Kinder aus der zweiten Ehe Kaiser Leopolds I.



Übergang von der heterosexuellen Zeugung zum Klonen



© Andreas Hansert

Schaubild 3